

Der Mietskontrakt.

Eine Berliner Geschichte von **Friedrich Lorenzen.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Frau Ida hörte, wie eine vorübergehende Dame entrüstet zu ihrer Begleiterin sagte: „Das Elend wird in Berlin immer schlimmer! Seit drei Tagen komme ich nun schon hierher und habe noch immer kein Mädchen. Zu einer Familie mit fünf Kindern will keine einzige ziehen; es ist ein wahrer Jammer!"

„Das ist es wirklich!" pflichtete die andere bei. „Wissen Sie, was eine mir sagte: ‚Nee, in die Rosendaler Jegend ziehe ick nich, da ist ja weit und breit keene Kaserne!' — Und so was muß man geduldig mit anhören!"

Frau Ida wurde ganz schwül zu Mute, als sie diese Worte hörte. Sie sah zuletzt ein, daß sie eine Aufgabe übernommen hatte, die nicht so leicht zu lösen war. Ihr tat es jetzt schon leid, ihre Lina, mit der sie so zufrieden gewesen war, nicht durch eine fürstliche Belohnung zum Bleiben veranlaßt zu haben. Leider war Lina nicht mehr zurückzurufen, es mußte also in den sauren Apfel gebissen werden. Ein paarmal ging sie prüfend im Saale auf und ab, aber alle die Mädchen, die sie da sah, gefielen ihr nicht. Sie wollte ein einfaches, bescheidenes Mädchen haben; einem jener geputzten Dämchen mit dem spöttischen Lächeln getraute sie sich gar kein Angebot zu machen.

„Vielleicht," dachte sie, „ist es in der zweiten Etage besser," und stieg die ausgetretenen Treppen hinauf. Oben war es zwar nicht so voll, aber sonst im großen und ganzen doch dieselbe Geschichte. Auch hier führten die Mädchen das große Wort, auch hier wurde ein förmliches Inquisitorium mit den mädchensuchenden Frauen angestellt.

Frau Ida dachte einen Augenblick daran, wieder umzukehren und ihrer Mutter zu schreiben, ihr aus der Heimat ein Mädchen zu besorgen. Aber sie schämte sich doch, so kleinmütig zu sein, auch fürchtete sie, ausgelacht zu werden. So faßte sie sich denn ein Herz, ging auf das erste beste Mädchen zu, das etwas weniger aufgedonnert war als die anderen, und fragte: „Fräulein, ich brauche sofort ein tüchtiges Mädchen. Möchten Sie nicht zu mir kommen? Sie würden es gut bei uns haben; für den Anfang gebe ich fünfundachtzig Taler Lohn."

Die so Angeredete brach das gewiß riesig interessante Gespräch mit ihrer Nachbarin ab, hob die Augen zu der Frau Assessor empor, sah sie lange von oben bis unten an und brachte endlich die Worte hervor: „Wieviel Kinder haben Sie denn?"

Bei dieser unerwarteten Frage flog ein tiefes Rot über die Züge der kleinen Frau. Sie wurde so verwirrt, daß sie gar keine Antwort zu geben wußte. Das Mädchen aber brach in ein lautes Gelächter aus, in das die in der Nähe stehenden Mädchen mit einstimmten. Eine von ihnen machte eine sehr anzügliche Bemerkung, worauf alle von neuem wieder unbändig zu lachen begannen.

Frau Ida war in tödlichster Verlegenheit, die Tränen kamen ihr in die Augen, sie fand nicht die Fassung, durch ein paar energische Worte die lose Gesellschaft zur Räson zu bringen.

Da wurde sie am Arm gezupft, und eine weiche, aber wohltönende Stimme sagte: „Kommen Sie mit, jnädige Frau, det is hier nischt for Sie bei die unjebildete Blase."

Frau Ida schaute sich um und sah ein großes, hell gekleidetes Dienstmädchen vor sich stehen. Ihr Gesicht war ungewöhnlich hübsch, aus den freundlichen blauen Augen blickte so viel Herzensgüte und Gutmütigkeit, daß man sofort Zutrauen fassen mußte. Einen noch besseren Eindruck machte das Kostüm des Mädchens, das nur aus einem einfachen, geblümten Kattunkleide mit Puffärmeln und einer weißen Schürze bestand. Aber das Kleid saß äußerst adrett, alles war blendend sauber, und die kräftigen Arme schienen zu zeigen, daß sie tüchtig zu arbeiten verständen.

Karl v. Weizsäcker,
der neue württembergische Ministerpräsident.
(S. 19)

„Kommen Sie mit mir, gnädige Frau!" sagte das Mädchen nochmals, und willig folgte ihr Frau Ida auf eine Bank, die in einer entfernten Ecke des Saales stand.

Dann sagte ihre Beschützerin: „Nehmen Sie mir det nur nich übel, jnädige Frau, det ick Sie anjesprochen und sogar anjetippt habe. Aber Sie jefallen mir, und ick jloobe, ick passe for Sie, vertragen werden wir uns schon. Ick will mir nich selber loben, aber Sie können sich überall, wo ick jedient habe, nach mir erkundigen. Da wird Ihnen jeder sagen: Die Trude is een braves Mädel, die, wenn man ihr man ordentlich behandelt, ooch ihre Schuldigkeit tut. Kochen kann sie ooch, die Trude, und vor 'n paar Kinderchens hat sie ooch keene Angst; sie hat die kleenen Bälger viel zu lieb, als daß sie sich vor 'n bißken Mehrarbeet fürchten tun täte."

Das kam so ungezwungen und natürlich heraus, stand so ganz im Einklang mit dem offenen, aber resoluten Wesen des Mädchens, daß Frau Ida sich sofort sagte: „Die nimmst du!" Der Vorsicht halber aber erzählte sie ihr auch noch, weshalb sie ihr früheres Mädchen entlassen hatte, und fragte zögernd: „Sie werden sich doch nicht auch vor dem Grobian fürchten?"

Aber da schüttelte Trude lachend den Kopf und zeigte ihre prächtigen Zähne: „Nee, jnädige Frau, so was jibt's nich bei mir! Der soll mir bloß kommen! Wir lassen uns nich an de Wimpern klimpern!"

Wie helle Kampfeslust blitzte es dabei aus ihren Augen, und die Muskeln ihres nackten Armes schienen sich zu spannen.

Beruhigt dachte die kleine Frau Assessor: „Nein, die wird sich vor dem Kiospolski nicht fürchten."

Trude erhielt also ihren Mietstaler und versprach, noch an demselben Abend zu kommen.

4.

Frau Ida stand am Bauer ihres Lieblings und sprach im zärtlichsten Ton mit ihm. Der kleine Buchfink war schon in ihren Mädchenjahren ihr Vertrauter gewesen, dem sie auch das zu erzählen pflegte, was sie selbst ihrem Tagebuch nicht anzuvertrauen wagte. Der kluge Vogel schien sie auch zu verstehen,

denn er schaute sie mit seinen schwarzen Äuglein verständnisvoll an und warf bei passender Gelegenheit ein treffendes „Bink! Bink!“ dazwischen.

„Und sieh mal, Fink,“ sagte Frau Ida, „du bist ja wirklich ein herziges Tierchen —“

„Bink! Bink!“ zwitscherte das Vögelchen.

„— aber du mußt jetzt wirklich etwas manierlicher werden und nicht immer so entsetzlich laut sein. Das laute Singen schon in der allerfrühesten Morgenstunde mußt du dir wirklich abgewöhnen, das macht uns alle noch ganz nervös. Hast du mich verstanden, Fink?“

Wiederum ein lautes „Bink! Bink!“ Aber so ganz richtig schien der Vogel die Mahnung doch nicht aufgefaßt zu haben, denn plötzlich setzte er sich stramm in Positur und schmetterte aus tiefster Brust ein so rücksichtslos lautes Lied heraus, daß seine Herrin sich entsetzt die Ohren zuhielt und in komischer Verzweiflung rief: „Aber, Fink, du Unart, du sollst doch nicht so laut schreien! Komm nur lieber heraus und toll dich ein bißchen im Zimmer umher!“

Dabei öffnete sie das Bauer. Im Nu saß der Fink auf ihrer Schulter, ein über das andere Mal ein frohes „Bink! Bink!“ ausstoßend.

Da meldete Trude: „Kiospolski wünscht die jnädige Frau zu sprechen.“

Frau Ida dachte: „Ums Himmels willen, was will denn der schreckliche Mensch schon wieder?“ Ehe sie noch den Befehl geben konnte, den Mann vorzulassen, stand er schon mitten im Zimmer, trat mit seinen schmutzigen Schuhen gerade auf den Teppich und sagte: „Hören Sie, Madame, det jeht nich länger so, det muß ein Ende nehmen!“

„Aber was denn nur?“

„Na, det mit det Vieh da!“ Dabei zeigte er mit seiner Hand auf ihre Schulter, daß der Fink mit ängstlichem Kreischen auf die Gardinenstange flog. „Morgens vor Sonnenaufgang fängt er schon an und kräht und kräht, det keen Mensch im Hause schlafen kann, und den janzen Tag kräht er fort, det man ordentlich Kopfweh kriegt. Ick sage Sie also, det Biest schaffen Sie mir schleunigst ab.“

„Das fällt mir gar nicht ein!“ rief Frau Ida in höchstem Zorn. „Den kleinen Vogel habe ich schon lange, der ist mir ans Herz gewachsen, den schaffe ich nicht ab. In dieser Beziehung haben Sie mir auch gar keine Vorschriften zu machen.“

„So!“ lachte grimmig der Vizewirt. „Meenen Sie? Nu, det wollen wir doch mal sehen.“ Dabei zog er aus seiner Brieftasche ein Exemplar des unseligen Mietskontrakts und hielt ihn der jungen Frau unter die Nase. „Wat det is, wissen Sie wohl? Det is der Mietskontrakt, den Ihr Herr Jemahl, der Hilfsarbeeter, unterschrieben hat. Darin steht nu klar und deutlich in Paragraph 9 Numero 13: Haus-, Nutz- oder andere Tiere irgend einer Art zu halten, ist nur mit schriftlicher Genehmigung des Vermieters gestattet. — Haben Sie die?“

„Nein.“

„Na also, da kann doch schon en Blinder mit 'nem Krückstock fühlen, det Sie keenen Vogel halt'n dürfen.“

„Aber so ein kleiner Vogel!“

„Ick danke for so ‚einen kleinen Vogel‘! Det Vieh macht ja mehr Spektakel als der janze Hagenbeck! Wenn det Tier hier morgen früh noch kräht, mach' ick keene langen Faxen mehr mit Ihnen. So grobe Verstöße gegen den Mietskontrakt und die jemeinschaftliche Hausordnung lass' ick mir nich mehr jefallen. Danach können Sie sich richten!“

Dabei drehte der grobe Mensch ihr den Rücken und ging mit derben Schritten zur Tür hinaus.

Nach einer längeren Unterredung mit ihrem Gatten beschloß Frau Ida mit Tränen in den Augen, ihrem kleinen Liebling die Freiheit zu geben, um jedem Konflikt aus dem Wege zu gehen.

In einer Droschke fuhr sie in den Tiergarten, das Bauer mit dem verwundert dreinschauenden Vogel auf ihrem Schoß. An einer schönen Lichtung, wo inmitten einer smaragdgrünen Rasenfläche eine breitstämmige Buche ihre dichtbelaubten Äste ausbreitete, ließ sie den Kutscher halten. Vorsichtig öffnete sie die Tür des Bauers, nahm den Finken auf dem Finger heraus und begann mit Tränen in den Augen ihm eine längere Rede voll der wertvollsten Ratschläge zu halten. „Sieh, mein lieber Fink,“ sagte sie, „nun kommst du wieder in die Freiheit, in den schönen grünen Wald. Mißbrauche die Freiheit nicht, mein Tierchen, friß nicht



Naïs Ali,
Gouverneur von Fes. (S. 19)

zu viel, und laß dich vor allen Dingen nicht wieder fangen. Denn —“

Doch das undankbare Tier hatte mit schnellem Blick die Situation erfaßt. Unter lautem „Bink! Bink!“ flog es auf den schwanken Wipfel der mächtigen Buche. Von diesem luftigen Sitzplatz aus schmetterte es ein Jubellied in die duftige Waldesluft, aus dem man vielleicht außer der Freude über die wiedergewonnene Freiheit auch eine Lobeshymne auf die Berliner Mietskontrakte heraushören konnte. Jedenfalls der einzige Preisgesang, der jemals von einem Wesen, das nicht selbst Berliner Hauspascha war, auf die Berliner Mietskontrakte angestimmt worden ist. —

Das Schmerzensopfer, das die Frau Assessor auf dem Altar des Hausfriedens dargebracht hatte, genügte indessen dem bösen Hausgeiste keineswegs. Wohl flog ein wohlgefälliges Lächeln über das gemeine Gesicht Kiospolskis, als er sich am anderen Tage davon überzeugte, daß das unschuldige Vögelchen nicht mehr in seinem Bauer saß. Aber die Willfährigkeit des „Hilfsarbeeters“ und seiner Gattin stachelte ihn nur zu immer neuen Heldentaten auf, und zwar suchte er sich jetzt stets den Zeitpunkt aus, wo die Frau Assessor allein zu Hause war, getreu dem strategischen Grundsatz, daß man den Feind stets an der schwächsten Seite packen muß. Mit dem Assessor selbst war nicht gut Kirschen essen, das hatte er schon gemerkt; auch mit Trude wagte er nicht anzubandeln, das Mädchen hatte verschiedene Male in so beängstigender Weise mit der Feuerzange geklappert, daß er sie wohlweislich in Ruhe ließ. Die junge Frau dagegen stand ihm vollkommen waffenlos gegenüber.

Fast jeden zweiten Tag erschien er auf der Bildfläche, jeder Satz, jedes Wort des Mietskontrakts fand bei ihm eine Auslegung, die eine neue Drangsalierung möglich machte. Da der Mietskontrakt einschließlich der famosen „gemeinschaftlichen Hausordnung“ mehrere hundert Punkte aufwies, schien es ganz unmöglich, daß es ihm jemals an geeigneten Vorwänden fehlen könnte. Der Schlußrefrain seiner Rede enthielt stets allerhand geheimnisvolle Drohungen, in denen eine Exmissionsklage keine geringe Rolle spielte. Dank dem famosen Mietskontrakt war er sogar — so widersinnig es auch erscheinen mag — zu dieser Drohung berechtigt. Denn der letzte Paragraph ermächtigte den Vermieter, sofort die Exmission zu beantragen, wenn auch nur ein einziger Paragraph des Kontrakts oder eine Bestimmung der gemeinschaftlichen Hausordnung nicht genauestens innegehalten würde.

Die Frau Assessor ward allmählich so eingeschüchtert, daß sie kaum zu lachen wagte, aus Angst, auch damit gegen den Mietskontrakt zu verstoßen. Sie brachte es sogar fertig, ihrem geliebten Fritz Vorwürfe zu machen, daß er sich durch die scheinheilige Miene des Hausbesitzers hatte täuschen lassen. Denn daß dieser mit dem Vizewirt unter einer Decke steckte, stand außer allem Zweifel, es konnte sich nur um ein sorgfältig ausgeklügeltes System handeln. So schwer es dem Assessor auch fiel, er gab ohne weiteres zu, düpiert zu sein, ja er sprach sogar seine Reue darüber aus, den Rat seiner Schwiegermutter nicht befolgt zu haben. Vergeblich zerbrach er sich den Kopf mit der Frage, weshalb wohl die beiden Biedermänner so gegen ihn vorgingen. Es war ihm auch unmöglich, sich Aufklärung darüber zu verschaffen. Ein halbes Dutzend Briefe war ohne Antwort geblieben, dreimal war er schon in der Villa am Kurfürstendamm gewesen, um eine Verständigung herbeizuführen, stets hatte das Dienstmädchen ihm gesagt, Herr Lehmann sei nicht zu Hause. Beim vierten Male wurde ihm nicht einmal geöffnet, und doch hätte er darauf geschworen, das höhnisch lächelnde Gesicht des Hausbesitzers hinter den Gardinen gesehen zu haben. In heller Wut ging er fort und nahm sich vor, am nächsten Tage einen Rechtsanwalt aufzusuchen. Endlich mußte ein Ende gemacht werden, denn solch ein Leben konnte kein Mensch auf die Dauer ertragen. —

Während er sich im Ministerium in seine Akten vertiefte, spielte sich in seiner Wohnung wieder eine reizende Szene ab.

Kiospolski hatte Trude in die Markthalle gehen sehen und hielt es für angemessen, wieder einen Streich gegen die schutzlose junge Frau zu führen. Es war zwar eine Dame bei ihr zum Besuch, aber die konnte ihn nicht daran hindern.

Ohne anzuklopfen trat er in die Küche, gerade in dem Augenblick, als die junge Frau dem Besuch ein Glas Wasser bringen wollte. Das Teebrett, auf dem eine Karaffe mit Wasser, ein Glas und ein Fläschchen mit

Himbeersaft standen, zitterte in ihren Händen, als sie den Grobian so plötzlich vor sich stehen sah.

Angstvoll fragte sie: „Was wollen Sie denn schon wieder?"

Er antwortete gar nicht, sondern fragte: „Det Wasser is wohl for die Dame im Salon?"

„Wenn Sie es durchaus wissen wollen, ja. Hätten Sie vielleicht etwas dagegen?"

„Na ob! Sie scheinen noch immer nich zu wissen, wat Sie in fremden Häusern zu tun und zu lassen haben."

„Ich werde doch wohl einer Bekannten ein Glas Wasser vorsetzen dürfen?"

„Nee, det dürfen Sie eben nich!" Wieder zog er den Mietskontrakt hervor und faltete ihn geräuschvoll auseinander. „Hier steht im Paragraph 6: ‚Die Wohnung erhält Wasser durch die Wasserleitung. Der Mieter darf dieses Wasser nur zu eigenem Bedarf gebrauchen und niemals an andere abgeben.' Hören Sie wohl? Niemals an andere abgeben!"

„Aber ein Glas Wasser?!"

„Ach wat! Hier steht ‚niemals', und niemals heeßt niemals und nich dann und wann een Jlas voll. Mit 'nem Jlas fängt det an und mit 'ne Badewanne voll hört's uf. Uf den Kalmus aber piepen wir nich, Sie haben so zu wirtschaften, wie't in'n Kontrakt steht."

In diesem Augenblick wurde die Tür geöffnet, und die Trude, in der Hand ein großes Marktnetz mit Gemüse, trat in die Küche.

Jetzt hielt Kiospolski es für geraten, das Feld zu räumen. Auf der Schwelle jedoch drehte er sich noch einmal um und brummte: „Ich hab' Sie det zum letzten Male jesagt. Wenn Sie noch eenmal jejen den Kontrakt verstoßen, wissen Sie wohl, wat passiert."

Er hätte vielleicht noch mehr gesagt, aber Trude schlug ihm die Tür vor der Nase zu und sagte zu ihrer Dienstherrin, die mit stillem Vergnügen dem schleunigen Rückzug des Haustyrannen zugeschaut hatte: „Jnädige Frau, warum lassen Sie sich det denn bloß allens jefallen?"

„Ja, Trude, was soll ich dagegen machen?"

„Aber det is doch so eenfach, jnädige Frau, der Kerl ist ja ebenso feige wie er niederträchtig ist, da heeßt's eben: Wurscht wider Wurscht!"

„Ich verstehe Sie nicht so recht, Trude. Nachher können Sie mir das mal erklären. Tragen Sie jetzt, bitte, nur schnell das Teebrett in den Salon. Was mag die Dame wohl denken, daß ich sie so lange allein gelassen habe!"

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Der neue württembergische Ministerpräsident **Karl v. Weizsäcker** ist am 25. Februar 1853 in Stuttgart geboren, studierte Rechtswissenschaft, trat dann in den Staatsdienst ein und machte infolge seiner hervorragenden Begabung schnell Karriere. 1887 trat er mit dem Titel Landgerichtsrat in das Justizministerium ein, ward 1892 vortragender Rat, 1899 Ministerialdirektor und stand vom Frühjahr 1900 bis zum Juni 1906 an der Spitze des Kultusministeriums. — Der anläßlich der marokkanischen Angelegenheiten in den letzten Jahren so häufig genannte **Raïs Ali** (nicht Raisuli, wie häufig geschrieben wird) ist angeblich ein ehemaliger Räuber, der sich durch Mut, Tatkraft und Klugheit jetzt zum Herrn im ganzen Nordwesten Marokkos aufgeschwungen hat und vom Sultan im März 1905 zum Gouverneur (Kaid) des Fes-Distrikts ernannt worden ist. Er steht etwa im fünfzigsten Lebensjahre und hat mit seiner hohen Gestalt ganz das Zeug dazu, den Leuten zu imponieren. In Zinat hat er sich einen festungsartigen Palast bauen lassen, in dem er wohnt. Er selbst nennt sich nicht Raïs, das so viel wie Fürst oder Herzog bedeutet, sondern unterschreibt sich stets Kaid Ali. Er wird im weiteren Verlauf der Marokkowirren sicherlich noch eine hervorragende Rolle spielen. — Durch den jetzt vollendeten **Rathausneubau** hat **München** ein in feinem spätgotischen Stile ebenso imposant als prächtig wirkendes Rathaus erhalten, dem außer in Wien und Brüssel kein zweites an die Seite zu stellen ist. Professor Georg v. Hauberisser, der Erbauer des älteren Teiles, der sich bald als zu klein erwies, hat auch die Pläne zu dem Neubau geliefert, während der städtische Oberingenieur Heinlein die Arbeiten geleitet hat. Die Hauptfassade liegt am Marienplatz, die Seitenfassade an der Weinstraße, die Rückfront an der Landschaftsstraße. Letztere ist einfach gehalten, während die beiden anderen



Das neue Rathaus in München.
Nach einer Photographie von Jäger & Görgen in München.

fast überreichen ornamentalen und figürlichen Schmuck aufweisen. Den Haupteindruck macht in der Gesamtanlage der prächtige, 81 Meter hohe Hauptturm. Er entwickelt sich massiv und, dann immer feiner werdend, in graziösem Aufbau, bis er in eine durchbrochene Pyramide ausläuft, deren Spitze ein in Kupfer getriebenes „Münchner Kindl" trägt.

Ein Volksspiel in Siam.

(Mit Bild.)

Bei den Siamesen, die neben den Birmanen das kulturell am höchsten stehende Volk Hinterindiens sind, stehen körperliche Volksspiele von alters her in Blüte. Der von uns abgebildete Faustkampf wird ganz ähnlich wie der englische Boxkampf nach feststehenden Regeln ausgefochten. Die mehr geschmeidigen, als herkulischen Faustkämpfer tragen dabei gepolsterte Handschuhe an den Händen, damit keine Verletzungen vorkommen. Auch trachtet man nicht, wie es beim Boxen die Engländer tun, einander das Gesicht blutig zu schlagen. Ebenso verläuft das Fechten mit Bambusstangen. Die Zuschauer hocken während des Spiels, bei dem eine Musikbande mit Trommeln, Pauke und Flöte aufspielt, rings auf dem Boden und verfolgen eifrig den Fortgang der Kämpfe. Es fehlt dabei nicht an zahlreichen Wetten.

Der Störenfried.

(Mit Bild auf Seite 21.)

Wir blicken in das Gastzimmer eines besuchten Kaffeehauses, die Gäste sitzen dort in behaglicher Ruhe und unterhalten sich mit Kartenspielen, Plaudern, Dominospielen, Zeitungslesen; sie suchen Erholung und Erquickung in dem stillen Raum von des Tages Lärm und Unrast. Da plötzlich verläßt ein kräftiger junger Mann seinen Platz, rückt einen Stuhl vor das als Zimmerdekoration an der Wand stehende Pianino, öffnet die Klappe und beginnt mit seinen wuchtigen Fäusten die neuesten „Schlager" zum besten zu geben. Die Gäste schrecken zusammen, die Skatspieler zucken nervös und halten im Spiel ein, die Dominopartien werden unterbrochen, die Plaudernden schweigen, in ihren vertraulichen Mitteilungen gestört, still, und die Zeitungsleser blicken verzweiflungsvoll auf das Klavier und seinen Mißhandler. Dieser aber schwelgt in musikalischen Genüssen, ohne zu ahnen, was für ein Störenfried er für die anderen ist, die er zum Zuhören zwingt.



Der Faustkampf. Ein Volksspiel in Siam.

Das französische Kränzchen.

Eine Kleinstadtgeschichte von **B. Rittweger.**

„Also Sie gestatten mir nicht, gnädige Frau, Sie ein Stück Wegs zu begleiten?"

„Nein, Herr Doktor, wirklich nicht. Ich will Ihnen auch ganz offen meine Gründe sagen. Wenn ich jetzt mit Ihnen durch die Straßen ginge, so würde dieses Ereignis bereits nach ein paar Stunden in sämtlichen Häusern besprochen werden, und das will ich nicht!"

„Ich hätte geglaubt, gnädige Frau, Sie wären vorurteilsfreier und über das Gerede dieser Kleinstädter erhaben. Früher, da fragten Sie lange nicht so viel nach der Meinung anderer, da hatten Sie's immer auf der Zunge: ‚Ach, laßt doch die Leute reden!' — Ich hör's noch."

„Gewiß, so war es, Herr Doktor. Damals war ich eben ein ganz junges, unerfahrenes Ding, wollte mit dem Kopf durch die Wand. Inzwischen hab' ich eingesehen, daß nur der Kopf leidet bei solchem Beginnen, nicht die Wand. Die Ehe ist ja auch dafür eine gute Schule. Da möchte die Frau auch oft anders und muß doch in den meisten Fällen nachgeben. Mein lieber Rolf hat mir freilich, wenn sich's darum handelte, das Nachgeben nicht schwer gemacht. Wir sind ganz zufrieden gewesen bis zu seinem vorzeitigen Tode. Nun sind schon Jahre seitdem verflossen, und ich hab' mich allmählich in meine Lage gefunden. Es macht mir Freude, das Gut weiter zu bewirtschaften, ich lebe im besten Einvernehmen mit den Bewohnern des Städtchens. Sie haben ja ihre Fehler, diese Kleinstädter, gewiß, es sind aber die Fehler ihrer Tugenden. Sie bekümmern sich zu viel um den lieben Nächsten, aber wie wohl hat mir dieses Sichbekümmern getan, als ich meinen Mann verlor! Nein, das gute Einvernehmen mit ihnen möcht' ich um keinen Preis aufs Spiel setzen. Deshalb mußt' ich auch Ihre Bitte, mich mitunter besuchen zu dürfen, abschlagen. Es ist nicht Sitte hier, daß die jungen Herren in den Familien verkehren, und nun gar erst bei einer alleinstehenden Frau! Nicht wahr, Sie verstehen



Der Störenfried. (S. 20)

mich und sind mir nicht böse, wenn ich Sie jetzt bitte, mich zu verlassen? Unser Gespräch hat nach hiesigen Begriffen schon mindestens fünf Minuten zu lange gedauert. Auf Wiedersehen am nächsten Kasinoabend!"

„Himmel, welche entzückende Aussicht, gnädige Frau! Im düsteren Saale des ‚Goldenen Lamm', bei der herrlichen Petroleumbeleuchtung inmitten der schätzbaren Honoratioren dieser guten Stadt — etwas Angenehmeres kann's ja gar nicht geben! Und vier- bis fünfmal im Lauf des Winters ist einem das vergönnt! Aber, na, wenn's nicht anders geht. — Also auf Wiedersehen im Saal des ‚Goldenen Lamm'!"

Ein gegenseitiges Grüßen, dann schlägt der junge Arzt den Seitenweg, der am Wasser entlang führt, ein, und die schlanke Frau mit dem hellen klaren Antlitz schreitet rasch ihrem Ziel, dem einzigen Schnittwarenladen der kleinen Landstadt, zu. Sie ist froh, eine Gelegenheit zur Aussprache mit dem ihr von früher her bekannten, vor kurzem als Vertreter des für lange Zeit beurlaubten Kreisarztes hierher beorderten jungen Mediziners gefunden zu haben. Er ist ja äußerst angenehm, dieser Freund aus der Jugendzeit, der als Student viel in ihrem Elternhaus verkehrt, und der sich damals schon um ihre Gunst beworben hat. Sie hatte das freilich nicht ernsthaft genommen, sondern ihre Hand einem Gutsbesitzer gereicht, der ihr schon nach zweijähriger glücklicher Ehe durch einen jähen Tod entrissen wurde.

Das ist nun sechs Jahre her. Wohl hat inzwischen mancher sich ihr zu nähern gesucht, aber ihr Herz hat nicht wieder gesprochen. Doktor Kurt Winkler ist, das hat sie bald bemerkt, noch nicht von seiner Schwärmerei für sie geheilt. Vielmehr ist dieselbe wieder aufs neue aufgeflammt. Sie hat sich rechtschaffen gefreut, ihn wiederzusehen, doch ist sie ihrer Meinung nach weit entfernt, sich in ihn zu verlieben. Sie will ja überhaupt nicht wieder heiraten, und Kurt Winkler ist ihr eben nur so angenehm, weil er früher Beziehungen zu ihrem Elternhaus hatte. Hübsch wär's ja wohl gewesen, mit ihm so recht ungeniert von damals plaudern zu können, aber Vorsicht ist geboten.

Unter solchen Gedanken hat Frau Kornelie Schütze ihr Ziel nicht nur erreicht, sondern sie ist sogar daran vorbeigelaufen. Um nicht umkehren zu müssen — dort lugt eben Frau Apotheker Wangemann hinterm Fenster, und die hätte da Gott weiß was gewittert — tritt sie zunächst bei dem Seifensieder ein, vor dessen Haustür sie eben steht, als sie sich aus ihren Sinnen aufgerafft hat. Sie hat zwar keine Seife nötig, aber Seife wird ja durchs Liegen besser, und so bestellt denn Frau Kornelie einen Viertelzentner weißer Kernseife. Im Herauskommen nickt sie der Frau Apotheker freundlich zu, welcher Gruß diese Dame fast vollständig mit Frau Korneliens hocheleganten Winterkostüm aussöhnt, dessen Existenz sie eben noch innerlich scharf getadelt hat. Dann lenkt die Besitzerin des eleganten Winterkostüms ihre Schritte rückwärts, um den beabsichtigten Einkauf zu machen.

Der Doktor ist inzwischen ziemlich mißvergnügt weitergeschlendert. Er ist glücklich gewesen, zufällig dem Gegenstand seiner Träume zu begegnen. Und nun — abgeblitzt! Die Frau hat vielleicht recht, gewiß sogar, aber es ist doch schändlich! Wie soll man auf diese Art weiterkommen? Noch begehrenswerter als früher erscheint ihm Kornelie jetzt, wo sie ihm in voller Reife entgegengetreten ist, dabei eine so durch und durch weibliche Natur, fast mädchenhaft in ihrem Empfinden. Aber was kann ihm das alles helfen, wenn es keine Möglichkeit gibt, ihr näher zu treten? Erst muß man doch einige Gewißheit haben, daß man keinen Korb zu gewärtigen hat, wenn man — — An Gelegenheit zum Wiederverheiraten hat's der schönen Frau sicher nicht gefehlt. Vielleicht will sie überhaupt nicht wieder heiraten. Es ist rein zum Davonlaufen!

Ganz unglücklich über seine Versetzung nach diesem „miserablen Nest" ist der Doktor vor vier Wochen angelangt. Erst bei der Entdeckung, daß ein einstiger lieber Schulfreund Inhaber der Buchhandlung des Städtchens, und daß seine Jugendliebe, Frau Kornelie, als Witwe in nächster Nähe lebt, hat er sich damit ausgesöhnt, denn nach seinem ersten und einzigen Besuch bei der schönen Frau, dem bald ein Zusammentreffen im Kasino folgte, ist er bereits wieder rettungslos in sie verliebt. Aber, o weh, sie, in deren behaglichem Heim er eine Zuflucht zu finden gehofft, ist furchtbar vorsichtig geworden, eine rechte Kleinstädterin. Na ja, daß sie nicht emanzipiert ist, nicht so 'n modernes Weib, welches stets das entsetzliche Wort vom „Sichausleben" im Mund führt, der alles erlaubt scheint, das kann ihm ja recht sein. Nur mit ihm hätte sie eine Ausnahme machen können!

Und Lorenz Wiedemann, der Buchhändler, ist eben auch 'n bißchen versauert in dieser Enge und schwer aus seiner Höhle herauszulocken. Na, vielleicht gelingt's ihm jetzt doch, den guten Jungen zu einem Frühschoppen zu bewegen. Dabei läßt sich's so nett plaudern von der längstverflossenen Gymnasialzeit und gemeinsame Erinnerungen ausgraben. Man kommt dann doch einmal in andere Stimmung.

„Buch-, Kunst- und Schreibmaterialienhandlung von M. Wiedemanns Nachfolger." So ist auf dem Schild des schmalen, hochgiebeligen Hauses zu lesen, vor dem der Doktor halt macht. Einen Augenblick betrachtet er die im Schaufenster ausliegenden Bücher, dann macht er mit einem energischen Ruck die Tür auf. Im Laden befindet sich nur der „junge Mann", ein nicht allzu intelligent aussehendes, mageres Individuum.

„Sie wünschen, Herr Doktor?" fragt er dienstbeflissen.

„Herr Wiedemann zu sprechen?"

„Herr Wiedemann ist in der Niederlage. Soll ich ihn rufen?"

„Danke schön, ich gehe selbst." Der Weg über den schmalen dunklen Gang ist ihm bereits bekannt.

„Morgen, Wiedemann. Na, wie steht's? Kommst du mit zum Frühschoppen?"

„Morgen, Winkler! Ne, heut nicht. Hab' mir allerlei Räumerei und Kramerei vorgenommen. Der Heinsius hat neuerdings 'ne wahre Gabe, alles in Unordnung zu bringen. Ich glaub', der Mensch ist verliebt in Rentmeisters Lene; er schmachtet immer nach ihrem Fenster. Wird nur dem Alten nicht gefallen, fürcht' ich — 'n Buchhändlergehilfe ohne Geld! Aber bitte, nimm Platz, wenn du mir 'n bißchen Gesellschaft leisten willst. Einen Diwan kann ich dir freilich nicht zur Verfügung stellen, aber vielleicht genügt die Kiste."

„Vollkommen! Da lass' ich nunmehr den Frühschoppen auch fahren und begebe mich nachher direkt ins ‚Goldene Lamm' zum Essen."

Der Buchhändler ist bereits wieder in seine Beschäftigung vertieft. „Eins — zwei — drei — vier" — bis achtzehn zählt er, dann stellt er mit einem Seufzer die hübsch gebundenen kleinen Bändchen in ein Regal. „Es ist 'ne Schande, Kurt. In solchem Nest Buchhändler zu sein, sollt' man nicht seinem ärgsten Feind wünschen. Sieh mal hier, diese Bände. Da ließ ich mir achtzehn Stück von ‚Der perfekte Franzose, Anleitung zum raschen Erlernen der französischen Umgangssprache' kommen. Nun liegt das ganze Zeug noch hier."

„Aber sag mir nur, Wiedemann, was hat dich eigentlich veranlaßt, mit deiner Begabung hier in diesem Nest Buchhändler zu werden? Dazu braucht man doch schließlich nicht der beste Abiturient gewesen zu sein wie du. Ich an deiner Stelle hätte das väterliche Geschäft verkauft und —"

„Du hast gut reden. Da waren nach Vaters Tod die beiden Schwestern, nicht mehr jung, die eine sehr kränklich. Ich mußte froh sein, für die gesorgt zu haben und für mich mit. Mußt' alle Pläne, in ein großes Verlagsgeschäft einzutreten, oder doch mindestens mich in einer Großstadt niederzulassen, aufgeben. So viel hätte der Verkauf des Geschäfts nicht gebracht, daß für mich noch Kapital zu einem neuen Anfang geblieben wäre. Ich geb' auch gern zu, daß ich nicht der Mann bin, mit mutigem Schnitt das Band zu lösen, mit dem die Verhältnisse mich hier festhalten. Manchmal freilich kommt's wie Verzweiflung über mich. Es ist zu öde! Wenn man so an der Hand der Bevölkerungsstatistik hiesiger Stadt ganz genau vorher bestimmen kann: so viel unzerreißbare Bilderbücher für die Allerkleinsten, so viel Fibeln für die Abcschützen, so viel Lese- und Rechenbücher für den ersten und zweiten Jahrgang der Elementarschule, so viel Schreibhefte, so viel Gesangbücher für die Konfirmanden, so viel Töchteralbums und Indianerbücher für den Weihnachtstisch der Honoratiorensprößlinge — es ist trostlos! Und macht man mal den Versuch zu etwas Außergewöhnlichem da — da liegen sie, die achtzehn ‚perfekten Franzosen', das Exemplar drei Mark. Ne, ich muß mich schon auf Unzerreißbare, auf Fibeln, Rechenbücher und dergleichen beschränken. Wie man dabei einschrumpft, kannst du dir denken."

Der Doktor hat dem Redestrom seines alten Freundes mit lebhafter Teilnahme gelauscht. In seinem Innern ist beim Anblick der achtzehn „perfekten Franzosen" ein Plan aufgetaucht. Jetzt ruft er, dem Buchhändler auf die Schulter klopfend: „Hör mal, Alter, ich hab' eine Idee, eine großartige Idee! Die achtzehn ‚perfekten Franzosen' sollst du los werden, und für mich soll auch was dabei herausspringen. Laß mich nur machen. Man wird dir den Laden einlaufen nach den ‚perfekten Franzosen'. Auf Wiedersehen, Lorenz, es ist Zeit zum Essen!"

Und davon ist Winkler, seinen Freund in hellem Erstaunen zurücklassend.

* * *

Am folgenden Morgen begibt sich der Kasinodiener mit einer sorglich in blauen Umschlag gehefteten Liste auf die Runde zu den Honoratioren des Städtchens. Allen überreicht er das Dokument mit den Worten: „Eine Empfehlung vom Herrn Doktor Winkler, und der Herr Doktor ließen höflichst bitten, dieses gefälligst durchzulesen."

Die Einladung, denn um eine solche handelt es sich, hat folgenden Wortlaut: „Der Unterzeichnete gestattet sich im Interesse der Belebung der Geselligkeit und — um das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden — zur Fortbildung in der französischen Sprache den Vorschlag zur Gründung eines französischen Kränzchens zu machen, das allwöchentlich im Saal des ‚Goldenen Lamm'

abgehalten werden soll. Konversation in französischer Sprache, gemeinsame Lektüre geeigneter französischer Schriftsteller sind ins Auge gefaßt. Um freundliche bestimmte Zu- oder Absage wird höflichst gebeten. Das erste Kränzchen soll am Donnerstag den 12. d. M. stattfinden. Doktor Kurt Winkler."

Zuerst kommt dies bedeutungsvolle Schriftstück der Frau Rentmeister Adam in die Hände — die Liste ist alphabetisch geordnet — und diese würdige Dame kriegt keinen kleinen Schrecken. Ein französisches Kränzchen? Lieber Gott! Wie lange ist's her, daß sie sich nicht mehr um die Sprache unserer westlichen Nachbarn gekümmert hat, und über den „kleinen Plötz" ist sie überhaupt nicht hinausgekommen. Und Lene — ach, die ist auch schon sechs Jahre aus der Schule, das wird gut werden! Und schon übermorgen soll's losgehen! Aber absagen, auf keinen Fall! Lene ist schon zwanzig und noch nicht verlobt, und der Doktor hat sie neulich zum ersten Tanz engagiert. Also, was die anderen können, kann man schließlich auch. Kühnlich setzt die Frau Rentmeister ihr „Nehmen gern teil" unter die Einladung.

Als Lene aus ihrer Klavierstunde zurückkommt, wird sie mit den Worten empfangen: „Lene, Kind, eine Neuigkeit — ein französisches Kränzchen gründet der Doktor. Hol nur schnell den ‚großen Plötz' aus der Bodenkammer und lern, Kind, lern! Kein Wort Deutsch darf gesprochen werden. Aber uns Müttern wird man doch so was nicht zumuten. Was meinst du?"

„Doch, Mama, natürlich. Wenn's einmal Gesetz ist! Aber mit dem ‚großen Plötz' ist da nichts getan. Ich glaub', es gibt so Büchelchen mit französischen Redensarten. Ich lauf' nachher gleich mal 'rüber zu Heinſ — zu Wiedemann. Und dann lernen wir zusammen, denn ich — ach Gott, Mama — ich hab' auch nicht mehr viel los. Nur ‚Les adieux de Marie Stuart' kann ich noch deklamieren. Am Ende wird man mal aufgefordert, etwas vorzutragen." — —

Mit geringen Variationen findet dasselbe Gespräch in den verschiedenen Honoratiorenfamilien statt. Der behäbige Sparkassenverwalter lacht laut auf, als seine Gattin voll Eifer versichert: „Ach, so 'n paar französische Brocken kann ich auch noch. Schon als sechsjähriges Mädel hab' ich in der Strickstunde gelernt: Le boeuf — der Ochs, la vache — die Kuh, fermez la porte — die Türe zu! Das wird sich ganz gut machen, wenn ich dem Kellner im ‚Lamm' so recht von oben herab zurufe: Fermez la porte, Christian."

„Hm, wenn er's nur versteht. Ne, Alte, mit Kellnern muß man hierzulande Deutsch reden. Übrigens nur Mut! Gar kein übler Gedanke von dem Doktor. Da ist doch mal was los. Und was die Väter anlangt — na — 'n Skat wird man doch wohl auf Deutsch kloppen dürfen."

In allen Familien herrscht an diesem Tag lebhafte Erregung. Die jungen Mädchen denken schon über ihre Toiletten nach. An Stelle der vier bis fünf Kasinoabende, die sonst die „Saison" bringt, jetzt ein allwöchentliches Zusammensein mit Herren! Und wenn auch für ein Kränzchen kein besonderer Staat verlangt wird — hübsch will man doch aussehen! Groß stehen die Jüngsten da, die erst vor kurzem die Schule oder die Pension verlassen haben. In dieser Nacht träumt die weibliche Jugend des Städtchens nur Französisch, nachdem man Abends an der Hand der Schulgrammatik konjugiert und übersetzt hat, daß die Köpfchen rauchen!

Lorenz Wiedemann lacht hellauf, als ihm der Kasinodiener die Liste vorlegt. Nun versteht er Freund Winklers geheimnisvolle Andeutungen. Dieser Schwerenöter! Und wahrlich — noch ist der Tag nicht zu Ende, da kommt schon Rentmeisters Lene, und Wiedemann beobachtet vom Kontor aus mit heimlichem Ergötzen, wie sie von Heinsius, dessen Antlitz hochrot vor Glück ist, zunächst ein Buch Briefpapier, elfenbeinfarbig, verlangt. Nachher fährt sie stotternd fort: „Ich möcht' auch noch — aber bitte, sagen Sie's niemand — so 'n Buch mit französischen Redensarten, wo's recht fix geht. Haben Sie so was?"

Heinsius interpelliert seinen Chef, und auf dessen Geheiß erlöst er einen der „perfekten Franzosen" aus seiner mehrjährigen Gefangenschaft.

„Also ganz unter uns — gelt?"

„Ganz unter uns, Fräulein Lene!" Heinsius macht dabei eine beteuernde Handbewegung, und selig zieht das junge frische Mädchen ab, den für drei Mark errungenen „perfekten Franzosen" ans klopfende Herz gedrückt.

Am folgenden Tage kommt die Ladentür bei Wiedemann kaum zur Ruhe. Junge Frauen und Mädchen, auch verschiedene Jünglinge, alle fragen nach „so 'nem Büchelchen mit französischen Redensarten", und ehe es Abend ist, sind sämtliche „perfekte Franzosen" vergriffen.

Frau Kornelie Schütze lacht auch, als ihr die Liste zu Gesicht kommt; sie wird sogar rot. Dieser Winkler, wie fein er sich das ausgedacht hat! „Zur Belebung der Geselligkeit —" es klingt recht harmlos, aber sie fühlt's, er hat nur an sie dabei gedacht. Er weiß genau, daß sie gut Französisch spricht, und — na ja, sie können ja auch ganz hübsch werden, diese Abende. —

Das erste Kränzchen beginnt im Zeichen absoluten Schweigens. Nachdem die verschiedenen „Bon soir" verhallt sind, mit denen man sich begrüßt hat, stockt die Unterhaltung zunächst. Der Doktor hält eine kurze Willkommensrede, von der die wenigsten Anwesenden etwas verstehen, die aber doch mit allgemeinem Beifallsgemurmel belohnt wird. Murmeln kann man in jeder Sprache. Nun schlägt der Doktor vor, mit der Lektüre zu beginnen. Er hat „Die Islandfischer" von Pierre Loti mitgebracht, und Frau Kornelie ist auf seine Bitte bereit, den Anfang zu machen; dann kommen die anderen jungen Damen an die Reihe. Die Mütter sind dispensiert. Sie haben ihre Strickstrümpfe mitgebracht und flüstern sich während des Lesens an ihrem Ecktisch allerlei Neuigkeiten — freilich auf Deutsch — zu.

Als, nachdem mehrere Kapitel genossen sind, der Doktor vorschlägt, zur Konversation überzugehen, ist der jungen Welt der Mut schon so gestiegen, daß einzelne Ausrufe: „Magnifique! — Superbe! — Charmant! — N'est-ce pas? — Mais oui!" deutlich vernehmbar werden. Das wirkt ungemein belebend auf die Stimmung der Gesellschaft.

Der Doktor, der bis jetzt sich dem allgemeinen Besten gewidmet, überläßt's von nun an den einzelnen Gruppen, sich auf eigene Faust zu amüsieren, und vertieft sich für seine Person in ein Gespräch mit Frau Kornelie. Er hat einen Teil seiner Studienzeit in Genf verbracht und spricht gut und gewandt Französisch. Frau Kornelie lacht herzlich, als er ihr die Entstehungsgeschichte des Kränzchens schildert. Niemand stört die beiden in ihrer Unterhaltung, man versteht ja doch nicht, von was sie reden.

Nur Wiedemann spricht außer den beiden noch ziemlich gut Französisch, aber er hütet sich wohl, seinen Freund zu stören. Er ist überhaupt sehr zurückhaltend in Damengesellschaft. Er weiß, er gilt für eine „gute Partie", aber der Gedanke, gar noch durch die Heirat mit einem Stadtkind für alle Zeit hier festgehalten zu werden, ist ihm durchaus unsympathisch.

Die übrige Jugend, ein junger Forstmann, der Oberlehrer, der Provisor aus der Apotheke, der Volontär eines benachbarten Gutes, Wiedemanns Gehilfe, und wer sie alle sind, radebrechen um die Wette mit den jungen Mädchen, und auch die jungen Ehepaare beteiligen sich an der Unterhaltung, so gut es eben geht. Läuft mal im Eifer ein deutsches Wort unter, so wird ein Pfand verlangt, und das Auslösen verursacht zum Schluß großes Vergnügen. Die Mütter machen beliebigen Gebrauch von ihrer Muttersprache, und die Väter sitzen im Nebenzimmer beim Skat. Jedermann amüsiert sich.

Nach acht Tagen hat man schon bedeutende Fortschritte gemacht. Die „perfekten Franzosen" haben ihre Schuldigkeit getan. Ihre sämtlichen Eigentümer bringen dieselben Redensarten aufs Tapet, was bald ungeteilte Heiterkeit erregt. Während der Lektüre langweilen sich zwar alle, obgleich das um keinen Preis jemand gestanden hätte, aber die Konversation entschädigt nachher für die ausgestandenen Qualen.

Daß man sich diesmal bereits, und an jedem der weiteren Kränzchenabende immer mehr, von der Sprache unseres Erbfeindes zu befreien sucht und zwischendurch auf gut Deutsch lustig drauf los schwatzt, schadet ja nichts. So genau braucht die Geschichte nicht genommen zu werden. Der Vorsitzende, Doktor Kurt Winkler, paßt auch nicht zu scharf auf. Er und Frau Kornelie halten allerdings streng an der Vorschrift fest, das muß lobend anerkannt werden, und sie fühlen sich sehr glücklich dabei. Es ist so herrlich, sich allerlei sagen zu können, was niemand recht versteht, und dadurch gleichsam isoliert inmitten der Gesellschaft zu sein. Und niemand kann dabei etwas finden — es ist ja französisches Kränzchen! Die übrigen müssen froh sein, wenn man nicht zu streng vorgeht und sie in Strafe nimmt.

Nur einer ist nicht von der allgemeinen Zufriedenheit erfüllt — Lorenz Wiedemann. Er ist meist still und in sich gekehrt, und der Doktor und Frau Kornelie, welcher der junge Buchhändler sehr gefällt, zerbrechen sich im Lauf des Winters häufig auf Französisch die Köpfe, wie ihm wohl zu helfen sei.

Winkler hatte ihn von seinen Ladenhütern befreit, das war ja immerhin schon etwas, aber Frau Kornelie plant Größeres. Frauen sind ja stark im Plänemachen. Selig über das eigene Glück — sie hat in der intimen Unterhaltung mit Winkler längst erkannt, daß sie liebt und geliebt wird — möchte sie auch seinen Freund glücklich sehen. Und wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Wozu hat man den Inhaber eines bedeutenden Verlagsgeschäfts zum Vetter? Und wozu hat dieser Vetter eine reizende junge Tochter? Hier muß was zu machen sein.

Frau Kornelie lädt die junge Base so dringend zu einem Besuche ein und schildert ihr so lebhaft die Freuden der winterlichen Kleinstadtgeselligkeit — plant doch das französische Kränzchen sogar eine Schlittenpartie — daß Fräulein Edith wirklich kommt.

Von nun an sind es zwei Paare, die es mit der französischen Konversation höchst ernsthaft nehmen: Winkler und Frau Kornelie, Lorenz Wiedemann und Fräulein Edith. Es ist ganz merkwürdig, wie viel sich die beiden letzteren vom ersten Augenblick an zu sagen haben. Natürlich, man „simpelt Fach".

Edith ist entzückt, bei dem jungen Buchhändler so volles Verständnis für alles zu finden, was ihr geliebter Vater plant und schafft. Daß der junge Buchhändler so hübsch — so zum Verlieben hübsch ist, das schadet ja auch gerade nichts.

Kornelie Schütze beobachtet mit heimlicher Wonne den günstigen Verlauf ihrer kleinen Intrige. Es klappt alles. Ihr Vetter, mit dem sie jetzt einen ganz lebhaften Briefwechsel führt, sucht eben nach einer tüchtigen buchhändlerischen Kraft für seinen Verlag, und einen Schwiegersohn hat er auch noch nicht.

— — — — — — — — — — — —

Die Saison neigt sich ihrem Ende zu. Wenigstens für die Bewohner des guten kleinen Städtchens. Ende März haben die Hausfrauen nun einmal keinen rechten Sinn mehr für Vergnügungen. Sobald der Schnee fort ist, geht's ans Herrichten der Gärten. Jede Familie hat ihren Garten vor dem Tor. Das französische Kränzchen muß bis zum nächsten Winter vertagt werden.

Von den zarten Banden, die sich während dieser ungewöhnlich lebhaften Saison geschlungen haben, werden zunächst zwei offenbar. Doktor Winkler stellt im Schlußkränzchen in einer feinen französischen Rede Frau Kornelie Schütze als seine Braut vor.

Lorenz Wiedemann verschickt ein paar Tage später die Anzeigen seiner Verlobung mit Fräulein Edith. Er ist kurz vorher verreist gewesen. Der Vater seiner Braut hat ihn doch erst persönlich kennen lernen wollen, und es ist nun alles in schönster Ordnung. Für seine Buchhandlung hat sich ein Käufer in der Person seines Gehilfen Heinsius gefunden. Da Wiedemann zum Eintritt in das Geschäft seines Schwiegervaters kein Kapital nötig hat, ist für seine Schwestern reichlich gesorgt. Woher Heinsius das Geld zur Übernahme der Buchhandlung hat, zeigt sich ein paar Wochen später, als er seine Verlobung mit Rentmeisters Lene veröffentlicht. Die Eltern haben, als sich diese Aussicht bot, den Liebenden kein Hindernis mehr in den Weg gelegt.

Wieviel Pärchen sonst noch das Verb „aimer" während der französischen Kränzchenabende zu ihrem speziellen Studium erkoren haben, wird sich noch zeigen. Aber wenn es auch vorläufig ganz bei den drei Paaren bliebe, jedenfalls haben die achtzehn „perfekten Franzosen", die schon bestimmt schienen, ihr Dasein als Ladenhüter zu vertrauern, so viel fertig gebracht, als man irgend von ihnen verlangen kann.

Einfaches Rezept.



Dame: Ach Gott, Herr Doktor, raten Sie mir doch, was ich tun soll; mein Mann ist in jüngster Zeit derart aufgeregt, daß ihn jede Fliege an der Wand ärgert.
Arzt: Da streuen Sie Zucker auf den Tisch, dann setzen sich die Fliegen dorthin.

Bilder-Rätsel.

Auflösung folgt in Nr. 4.

Wechsel-Rätsel.

Mit R spricht es: Verweile!
Mit H hat's immer Eile,
Mit L will es beschweren,
Mit F heißt es entbehren,
Mit K gefüllt von Dingen,
Mit M mit Windesschwingen,
Mit Qu soll es verzieren,
Mit T klingt's beim Berühren.

Auflösung folgt in Nr. 4.

Scherz-Rätsel.

Eine Elle, der genommen
Just ein Viertel ihrer Länge,
Und ein Mann, der, ganz verkommen,
Schlechte Streiche macht in Menge —
Ruhen, wenn sie sich vereinen,
Schwer auf vier gewalt'gen Beinen.

Auflösung folgt in Nr. 4.

Auflösungen von Nr. 2: des Leiter-Rätsels:

T				N
H	A	Y	T	I
E				K
O	G	L	I	O
D				L
O	N	E	G	A
R				U
K	R	E	B	S
Ö				L
R	I	E	S	E
N				N
E	R	I	C	A
R				U

der dreisilbigen Scharade: Eisblumen; des Homonyms: Gluck.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.